



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)



Ich möchte hier eine kurze Charakteristik der Hausgenossen einschalten, mit denen ich damals als Knabe einige Wochen lang in Berührung kam und von denen einige späterhin bestimmend oder doch erziehend mehr oder weniger auf mich Einfluß gewannen.

Vor allen muß ich da meines Großvaters selbst gedenken, des Dr. jur. Christ. Gottfried Bergmann, der damals bereits nahezu achtzig Jahre zählte und schon seit längerer Zeit als emeritirter Bürgermeister in völliger Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften lebte. Er ist mir erinnerlich als ein breitschultriger Mann von mittlerer Größe, der mir stets durch die Würde seines Auftretens und durch seinen ihm zur Gewohnheit gewordenen Gruß Serviteur! sehr imponirte. Diesen Gruß rief er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme jedermann zu, was seinen Grund wohl in der Kurzsichtigkeit seiner großen, weit vorstehenden Augen hatte, die einige Jahre später beinahe in völlige Blindheit überging.

Originell war die Hausstracht dieses alten Bürgermeisters, die immer dieselbe blieb und ohne die wir Kinder uns den würdigen Herrn garnicht denken konnten. Sie bestand aus einem weiten, faltigen grauen Talar, welcher die ganze Gestalt bis auf die Füße verhüllte. Das vollkommen haarlose Haupt bedeckte eine hohe Mütze von Grauwerk, nicht unähnlich den Grenadiermützen, nur daß diese höher und von schwarzem Pelzwerk waren. Diese wunderliche Kopfbedeckung, die ich sonst bei keinem andern Menschen gesehen habe, trug der Großvater Sommer und Winter, in seinem Zimmer wie bei Tisch, desgleichen, wenn er sich in seiner Sänfte nach seinem in der Baugener Vorstadt gelegenen Garten tragen ließ, der eine Auswahl der seltensten Obstbäume und große Gemüsepflanzungen enthielt,

welche unter einem besondern Gärtner standen. Seiner blöden Augen wegen und wohl auch, um eine Stütze für den schwachen Körper zu haben, bediente er sich auch im Zimmer stets eines Rohrstockes.

Meiner Großmutter, die schon wenige Jahre nachher starb, kann ich mich nur aus der Zeit unsers damaligen Aufenthaltes erinnern. Da sie mich nicht von sich wies, auch wenn ich ihr durch endloses Fragen und Plappern manchmal recht unbequem werden mochte, hing ich mehr an der alten, immer heitern Matrone, als an zwei noch unverheirateten Tanten, die im großelterlichen Hause lebten. Aus den sehr lauten Stimmen beider, die sich abwechselnd bald auf dem geziegelten Vorplatze, bald auch im Zimmer vernehmen ließen, konnte ich merken, daß diese jüngeren Schwestern meiner Mutter entweder nicht immer gleicher Ansicht waren oder daß sie ihre Kenntnisse durch lebhaften Gedankenaustausch zu vermehren suchten.

Von Zeit zu Zeit erschien auch die einzige Schwester des Großvaters in der Wohnung ihres älteren Bruders, und dann hörte bei der überredseligen Dame das Sprechen garnicht auf. Die gute Alte, noch kleiner als die Großmutter, drehte sich bei ihren Erzählungen wie ein Kreisel oder machte fortwährend Knize, was mir höchst sonderbar vorkam. Im übrigen bekümmerte sie sich wenig um uns Kinder, da sie mit ihren eignen unbedeutenden Angelegenheiten vollauf zu thun hatte. Damals schon seit langen Jahren verwitwet, überlebte sie ihren Bruder lange und erreichte ein Alter von nahezu hundert Jahren. Auch der Besitzer des Hauses — die Großeltern bewohnten nur die erste Etage, und im Parterre befanden sich noch zwei unheizbare, sehr dumpfe und ungemütliche Zimmer — begegnete mir dann und wann. Er war Hagestolz, sehr steif und wortkarg und machte mir stets einen unheimlichen Eindruck. Früher Kaufmann, hatte er sich schon längst zur Ruhe gesetzt und lebte in großer Zurückgezogenheit von seinen Renten. Gewöhnlich ward ich des alten Herrn ansichtig, wenn er in seinen hinter dem Hause gelegenen Garten ging, der zwar sehr wüßt ausah, dessen Betreten mir aber trotzdem strengstens verboten war. Ein langer, halbdunkler Gang führte von dem Vorplatze des Hauses dahin; auf diesen Gang flüchtete ich mich bald allein, bald mit meiner Schwester Amalie, wenn uns eine der scheltenden Tanten oder die tiefe Stimme des Großvaters aus der Nähe der vorderen Zimmer verscheuchte.

Auf diesen Gang öffneten sich auch die Thüren mehrerer Verschlüge, welche unten ziemlich große runde Ausschnitte hatten. Diese Öffnungen reizten unsre kindliche Neugierde, obwohl wir nur in dunkle Räume blickten. Wir konnten aber oft sehr lange ausgestreckt vor den geheimnisvollen Ausschnitten liegen und den räthselhaften Geräuschen lauschen, die sich bisweilen längere oder kürzere Zeit hören ließen und die wohl von nagenden Mäusen herrühren mochten, denn für eine große, schöne Tigerkaze, die überall im Hause herumschweifte, hatten diese stets verschlossenen Thüren dieselbe Anziehungskraft wie für uns.

Hier traf uns meist, während wir entweder auf den niedrigen Stufen vor einer der erwähnten Thüren saßen oder ausgestreckt davor lagen, Herr Schubert, der Hauseigentümer, an. Gewöhnlich erschien er, ehe wir sein Kommen hörten, denn er schlich stets auf Filzschuhen und machte auch durch seine lange, hagere Gestalt und in seinem schlappernden grauen Rocke den Eindruck eines wandelnden Gespenstes. Ich fürchtete mich unsäglich vor dem langen Manne, aus dessen eingefallenem, runzelvollem Gesicht mich ein strenges, kaltes Augenpaar düster und drohend anblickte. Gewöhnlich blieb er einige Sekunden lang kerzengerade vor mir stehen, ohne den Mund zu öffnen. Nur die Hand bewegte sich unmerklich, indem der Zeigefinger sich wie gebietend hob und senkte. Vermutlich sollte diese Bewegung mich zur Ruhe ermahnen, was nicht nötig war, denn vor Furcht konnte ich keinen Laut von mir geben. Sprechen habe ich den sonderbar steifen und stillen Mann niemals hören.

Der Aufenthalt bei den Großeltern war für meine Mutter mit Verdrießlichkeiten mancherlei Art verknüpft. Der Raum war für zwei Familien, die einträchtig mit einander verkehren sollten, verhältnismäßig beschränkt. Um uns Platz zu machen, mußten die schon erwähnten unverheirateten Schwestern nebst der Mutter sich dürftiger als sonst behelfen. Das mochte den guten Tanten auf die Dauer unbequem werden, zumal da sich bei den kriegerischen Zeitläufen nicht vorausbestimmen ließ, wie lange unser gezwungener Aufenthalt dauern würde. Außerdem störte die Krankheit meines Bruders, dessen Husten bei Tag und Nacht schrecklich anzuhören war, die ganze Hausordnung und versetzte jedermann in Sorge und Unruhe.

Unter so mißlichen Umständen konnte es an leise geflüsterten Bemerkungen nicht fehlen, die, meiner Mutter von ungerufenen Zuträgern hinterbracht, deren Barmherzigkeit verletzten und baldige Heimkehr in die eigne Häuslichkeit sehr wünschenswert machten. Ohnehin wurde die Geängstigte von der Sorge um den Vater verzehrt, der ganz allein mit jener resoluten Magd in dem verlassenen Pastorat hauste. Einmal wöchentlich besuchte uns der Vater, immer aber nur auf kurze Zeit, da er nicht lange abwesend sein konnte. Das Scheiden nach solchen Besuchen, bei welchen es zwischen den Eltern wohl auch zu Herzensergießungen kommen mochte, war immer traurig. Wenigstens zeigten sich im Auge der Mutter dann Thränen, die bei ihrem von Natur heitern Temperamente sich nur in Augenblicken schmerzlicher Erregung bemerkbar machten.

Wir Kinder fanden uns leichter in die neuen und ungewohnten Verhältnisse. Vermißten wir auch anfangs die gewohnten Räume des Vaterhauses, in dem wir ungehindert schalten und walten konnten, so gab uns doch das kriegerische Leben auf der Straße, in das wir uns bisweilen sogar an der Hand eines nächsten Verwandten zu mischen wagten, und manches neue im Hause, das uns fesselte, fortwährende Beschäftigung.

Am liebsten teilte ich mit der Großmutter den Platz am Fenster, wo mir

erlaubt wurde, eine Fußbank zu besteigen und zu beobachten, was auf der Neustadt vorging. In der That gab es hier des Neuen, Anziehenden und Absonderlichen so viel zu sehen, daß die Phantasie eines noch nicht vierjährigen Kindes wohl davon erfüllt werden konnte.

Kurz vor unserm Einzuge in Zittau hatten sich die ersten Russen in der Umgegend gezeigt. Bald folgten ihnen, die wohl nur als Kundschafter vorausgeschickt waren, größere Abteilungen der Feinde des französischen Kaisers, der auch Zittau, umgeben von den berühmtesten seiner Marschälle, einen kurzen Besuch abgestattet hatte.

Eines Nachts, gegen Ende Septembers, ging es beunruhigend lebhaft auf den Straßen zu. Niemand im Hause fand Ruhe, selbst der alte Großvater blieb in längerer Beratung mit meiner Mutter und deren Schwestern in seinem Zimmer, das an das von uns bewohnte Zimmer stieß. Aus dem endlosen Pferdegetrappel, dem Wagengerassel, dem Schreien und Rufen in Sprachklängen, die nie zuvor jemand gehört hatte, war abzunehmen, daß neue Kriegsvölker einrückten. Jedermann hütete sich, Licht in seiner Wohnung zu zeigen, weil allen vor ungestümem Andränge der fremden Ankömmlinge graute. Nur in unserm großen Schlafzimmer brannte hinter deckendem Schirme eine Nachtlampe, deren flackernder Schein den Kokofogemälden auf den Tapeten — wir bewohnten das nur bei außerordentlichen Gelegenheiten benutzte Staatszimmer des Großvaters — Leben und Bewegung verlieh. Mir gefielen diese garnicht übel gemalten Figuren, die ich später noch oft bewundert habe, ihrer seltsamen Tracht und ihrer kapriziösen Stellungen wegen sehr wohl. Jede Tapete stellte nämlich entweder ein im Menuettschritt tanzendes Paar dar oder zeigte Männlein und Fräulein bei kosendem Geflüster. Auch gab es ein paar Flötenspieler zu bewundern, die ganz so wie die Tänzer gekleidet waren. Die Tracht dieser Wandfiguren war reich und kostbar, die Gesichter der hochfrisirten Damen von großer Zierlichkeit. Am schönsten aber fand ich die Schnallenschuhe an den Füßen der Tanzenden, die mir namentlich der rosenroten Stelzchen wegen höchst beneidenswert erschienen.

Als der Tag zu grauen begann, bot sich den Einwohnern der Stadt ein ebenso neues als seltsames Schauspiel. Die ganze Neustadt bis zur Hauptwache war bedeckt mit kleinen, zottigen Pferden und niedrigen, schlecht gebauten Wägelchen, zwischen denen Hunderte in schmutzige Filzröcke gekleidete Menschen theils auf dem Straßenpflaster lagen, theils aus kurzen Pfeifen rauchend hin und wieder gingen. Ein breiter Gurt von Suchtenleder hielt die schlotternden Röcke dieser Fremdlinge über den Hüften lose zusammen. Die Fußbekleidung war schlecht und primitiv, am meisten aber wurde ihre Kopfbedeckung angestaunt, die aus einem zuckerhutförmigen hohen weißen oder vielmehr weiß gewordenen Filzhut mit schmaler Krempe bestand. Über den Rücken hing jedem dieser nächtlichen Zuwanderer ein großer Bogen nebst einem Köcher, gefüllt mit gefiederten Pfeilen. Eine solche Ausrüstung wird noch heute auf der Zittauer Ratsbibliothek aufbewahrt.

Es waren Baschkiren aus den Steppen Asiens, deren uns das Kriegs-

wetter ein paar tausend zugewehrt hatte. Alle diese Menschen unter Dach und Fach zu bringen, fehlte es an Gebäuden, auch wenn man alle verfügbaren Scheunen mit zu Hilfe nahm. Die Väter der Stadt waren in nicht geringer Verlegenheit. Zuletzt mußten sie sich entschließen, ein paar Kirchen zu öffnen. Von diesen wurde die große, im Mittelpunkte der Stadt gelegene, seit der zerstörenden Beschießung von 1757 noch nicht wieder ausgebaut St. Johanniskirche von den heidnischen Nomaden in einen Pferdestall verwandelt.

Diese Fremdlinge, zu denen sich später auch noch Kalmücken gesellten, blieben wochenlang in der Stadt, verursachten derselben große Kosten, belästigten aber die Bürger und Einwohner nicht durch rohes Auftreten und unbescheidne Forderungen. Im Gegenteil, als echte Naturkinder und ohne alle Bedürfnisse zivilisierter Menschen waren sie leicht zufrieden zu stellen. Es genirte sie gar nicht, die Nacht auf bloßem Steinpflaster zuzubringen. Ich kann mich deutlich erinnern, daß ich sie wiederholt des Morgens vom Fenster aus noch in dieser Lage beobachtete. Wurden sie dann munter, so pflegten gewöhnlich zwei Mann einen dritten zwischen zwei Wagenrädern hin- und herzuziehen, um denselben auf die einfachste Weise von gewissen Insekten zu befreien, an denen diese Kinder der Steppe, wie allgemein behauptet wurde, sehr reich sein sollten.

Welche Verwendung diese versprengte Truppe auf dem Kriegstheater finden sollte, war ihr selbst sicherlich unbekannt, nur aus dem Worte „Paris,“ das sich in ihrem niemand verständlichen Kauderwelsch oft wiederholte, schlossen die Bürger, daß ihnen wenigstens das Endziel ihres Zuges gen Westen bekannt sein müsse.

Aus spätern Erzählungen meiner Eltern und naher Verwandten weiß ich, daß im allgemeinen der Verkehr mit diesen seltsamen Gästen weit leichter war als mit allen andern Truppen, die während des Krieges das Weichbild der Stadt überschritten hatten. Wären sie nicht so über alle Begriffe unreinlich gewesen, so würden sie sogar durch ihre ans Kindische streifende Harmlosigkeit ein erheiterndes Element in das eintönig verlaufende Leben der ehrfamen Bürgerschaft gebracht haben.

Während ihres Aufenthaltes in Bittau führten die Baschkiren ein sehr ungezwungenes Leben. Dienstliche Übungen schienen bei dieser an freies Umherschweifen gewohnten Horde nicht üblich zu sein. Jeder vertrieb sich die Zeit nach Belieben, wobei es an wahrhaft kindischen Spielen nicht fehlte.

In der Johanniskirche sammelten sich die Fremdlinge in großen Scharen, tummelten auf dem freien Platze zwischen Kirche und Gymnasium, dem früheren Kirchhofe, ihre muntern, kleinen Pferde, übten sich im Lanzenwerfen, wobei sie selten das bestimmte Ziel verfehlten, und erlaubten sich wohl auch einen Pfeil dergestalt hoch in die Luft zu schießen, daß er auf einer vorausbezeichneten Stelle niederfallen mußte.

Die Johanniskirche besitzt zwei aus Sandsteinquadern erbaute Türme von bedeutender Höhe. Einer derselben war damals halb verfallen; er wurde erst in den dreißiger Jahren zugleich mit dem Innern der Kirche wieder ausgebaut

und mit einer Spitze versehen. Der andre bedeutend höhere trägt unter flacher Bedachung die Türmerwohnung, die mit einer Galerie umgeben ist, welche einen unvergleichlichen Ausblick auf die prachtvolle Gebirgskette gewährt, deren mannichfache, schöngeformte Gipfel und Kuppen der alten Stadt einen seltenen Reiz verleihen. Bis hinauf zur Türmerwohnung führt eine breite, lichte und bequeme Treppe, ebenfalls von Sandsteinquadern, deren Erstiegung wenig Mühe verursacht.

Unsre Gäste aus dem fernen Asien erstiegen alsbald den Johannisturm, ursprünglich wohl in keiner andern Absicht, als um sich die Stadt, das gesegnete Land rundum und die vielen belebten Ortschaften mit ihrer betriebsamen Bevölkerung von oben herab zu betrachten. Zufällig entriß der scharfe Wind auf dem Kranze einem der Baschkiren den spitzen Filzhut, der sich schnell wie ein gepeitschter Kreisel drehte und langsam zur Erde hinabschwebte. Das war ein Anblick, den noch keiner dieser speerwerfenden Helden gehabt haben mochte. Das lustige Drehen des Filzes setzte sie in höchstes Erstaunen und belustigte sie wie kleine Kinder. Sie klatschten in die Hände, jauchzten, tanzten, und im Nu standen alle auf dem Turme befindlichen Baschkiren im bloßen Kopfe da, und ihre Hüte wirbelten an der Seite des Turmes zur Erde nieder. Fortan ward dies kindische Spiel ihre tägliche und liebste Beschäftigung. Der Kranz des Turmes wurde fast nie leer von ihnen, und wer an der Front der Kirche vorüberging, sah fast immer ein paar zwischen Himmel und Erde schwebende Baschkirenmützen.

Während des Aufenthaltes dieser halbwildten Horden, die manchmal Querpfeifen blasend durch die Straßen zogen, wurde von Erwachsenen oft die Frage aufgeworfen, ob dieselben wohl Christen oder Heiden seien. Des Morgens hielten viele auf der Neustadt, wo sich stets eine Wagenburg befand, eine Art Andacht vor kleinen Bildern, die sie bei sich trugen und vor sich hin stellten. Einzelne solcher Bilder fanden sich nach ihrem Abmarsch vor und werden jetzt noch in dem Karitätenkabinet eines Privatmannes aufbewahrt. Die Annahme dערer, welche meinten, man habe es hier mit Heiden vom reinsten Wasser zu thun, fand einigen Anhalt bei Gelegenheit der Beerdigung eines verstorbenen Baschkiren, welcher sehr viele Neugierige bewohnten. Die Bestattung des Toten erfolgte auf der städtischen Schießwiese vor dem böhmischen Thore. Wie ich öfters erzählen hörte, wurde die Leiche aufrecht stehend von seinen Kameraden in eine tiefe Grube gesenkt und ihm zur Reise ins Jenseits ein Stab und ein Döffel mitgegeben. Andre religiöse Zeremonien hat man nicht dabei beobachtet.

Unser Aufenthalt bei den Großeltern dauerte bis nach der Schlacht bei Leipzig, deren welterschütternde Bedeutung uns Kindern selbstverständlich verborgen blieb. Die ungeheuern Ereignisse trugen sich in zu großer Entfernung zu, als daß sie auf Kinder überhaupt hätten Eindruck machen können. Die Kriegsfurie war wie eine finstere Wetterwolke an uns vorübergebraust. Kaum daß ein kurzer Wirbelwind derselben uns und die nächste Umgebung empfindlich berührte. Nun trat nach dem lauten farbigen Gewühl vorüberziehender Soldaten in blinkendem Waffenschmuck die gewohnte Ruhe des Alltagslebens wieder ein, die kaum jemand sehnlicher herbeigewünscht haben mag als meine Eltern. Wir kehrten zurück ins Pastorat. Mir entschwand das Erlebte wie ein langer, unklarer, aber doch unterhaltender Traum, mit ihm zugleich aber endigen auch die ersten Kindheits Erinnerungen, die in der Seele des Knaben dauernd haften blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.